

4477



STADTBIBLIOTHEK ZÜRICH

Beilage zu No. 203

Neue Zürcher-Zeitung.

Mittwoch, 22. Juli 1891.

Wilhelm Lübke in Zürich.

Johannes Scherr hat einst in der „Gartenlaube“ in einem Artikel über Garibaldi seinen Landsleuten den Vorwurf gemacht: „Das leidige deutsche Laster der Nörgelei kennt der Romane nicht. Die süßsaure Anerkennung, das halbe Lob, der klauwe Tadel, diese schlechten deutschen Gepflogenheiten sind nicht seine Sache.“ Wir wissen nicht, ob er dabei auch an jenen deutschen Schulmeister gedacht hat, der zufällig an einem feinen, regnerischen Sommerlage nach Zürich kam und in sein Notizbuch als Reiseeindrücke die Worte eintrug: „Zürich wird Regen geschrieben und Zürich ausgesprochen; es ist ein Drecksnest mit einer ekkigen Umgebung und einem sibirischen Klima“, oder an jenen deutschen Kollegen, der bei Anlaß einer Typhusepidemie in in- und ausländischen Zeitungen schrieb: „Zürich ist und bleibt die ungesundeste Stadt des Kontinents“, und dennoch getreulich 45 Jahre lang es darin aushielt.

Solch' vereinzelte Schwarzblütiae und griesgrämige Urtheile, welche sich vielleicht auf einige Duzend bringen ließen, werden dann doch reichlich aufgewogen durch andere Stimmen, die ohne tendenziöse Schmeichelei, aber mit aufrichtigem Wohlwollen unserer Stadt volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Zu diesen letzteren Stimmen gehören denn auch die neulichst (bei Fontane in Berlin) erschienenen höchst interessanten „Lebenserinnerungen“ des berühmten Kunsthistorikers Wilhelm Lübke, aus dessen „Wanderjahren“ wir Folgendes über die Schweiz, speziell über Zürich im Auszuge wörtlich bringen wollen:

Schulpräsident Kappeler hatte nun einmal seinen Kopf darauf gesetzt, mich doch noch für das eidgenössische Polytechnikum zu gewinnen; er rechnete auf die Sparfameit der preussischen Finanzverwaltung und war als kluger Diplomat überzeugt, daß man nicht die Mittel haben werde, mich in Berlin zu fesseln. So hatte er denn die Stelle unbefestigt gelassen und rückte nun mit einem abermaligen Antrag ins Feld. Diesmal lehnte ich nicht ab.

Auf einem Besuche in Zürich stellte ich mich vor und mietete eine Wohnung. Die freundliche, saubere Stadt, das lebhaft treibende, die köstliche Lage an dem weithin schimmernden See mit dem Blick auf die Alpenkette machte mir schon damals einen Eindruck von bester Vorbedeutung. Ich holte meine Familie, und als wir dann gegen Abend in das grüne Limmatthal einfuhren und endlich die belebte Stadt, weithin an den Ufern des Sees und an den lieblichen Abhängen der Höhen zerstreut, aufsaugte, vom sonnenschimmernden Glanz der Alpen überragt, da bemächtigte sich meiner ein Gefühl froher Vorbedeutung. Und als am andern Morgen der heiterste Frühlingshimmel sich über uns wölbte, da wuchs dies Gefühl fast zur Gewißheit. Die ganzen fünf Jahre, welche es mir beschieden war, dort zu wirken, liegen wie von einem beständigen Sonnenglanz überstrahlt in meiner Erinnerung.

Wir hatten eine bescheidene, aber freundlich gelegene Wohnung in Hottingen, einem der am westlichen Abhänge des Zürichberges sich ausbreitenden Vororte gefunden. Diese Ausgemeinden, mit denen die Stadt unvermerkt in die Landschaft hinauswächst, geben in ihrem schlicht-ländlichen Charakter der Umgebung eine zwanglose Anmuth. Die Zimmer unserer Wohnung hatten sämmtlich nach der in der Schweiz herrschenden Sitte ein Holzgetäfel, das aber völlig form- und kunstlos war; es sind dies die letzten Nachzügler jener einst so schön durchgeführten Tafelungen der Renaissancezeit. Die Hauptzimmer, nach Süden gelegen, umfaßten die volle, damals noch nicht verbaute Aussicht auf die Alpenkette. Wir wurden, so lange wir in Zürich weilten, nie milde, namentlich gegen Abend, nach der Beleuchtung der Gebirge auszu schauen.

Am liebsten bestiegen wir an schönen Nachmittagen die steile Kuppe des Uetli, zu welchem man jetzt bequem mit der Bahn hinauffährt. Selbst im Winter machte man manchmal diese Tour, wenn das Thal, wie es oft wochenlang geschah, von dichtem Nebel umhüllt war. Auf die Nachtricht, daß es oben hell sei, eilte man hinaus und saß dann an stillen Winterabenden im milden Sonnenschein, während unten alles wie in einer unendlichen Milchsuppe zu schwimmen schien. Ein anderer gern besuchter Punkt war die „Waid“, zu welcher wir oft an schönen Sommernachmittagen hinaufstiegen, um uns an dem herrlichen Panorama zu erfreuen. Denn nicht bloß sagte der Blick von dort die weite Spiegelfläche des Sees mit dem Kranz der Hochgebirge, sondern auch der Vorder-

und Mittelgrund war unerschöpflich reich, weil man des Limmatthal und die ganze Stadt mit ihren weit über die Ebene zerstreuten Vororten überschaute. Kaum läßt sich eine Stätte denken, die anmuthender zum Wohnen wäre als Zürich. Die Landschaft des Zürichsees schmückte sich durch ihre bescheidene Lieblichkeit mild und besänftigend dem Gemüthe ein.

Meine Lehrthätigkeit am Polytechnikum gestaltete sich in der ansprechendsten Art. Die Anstalt war die erste unter allen technischen Hochschulen, welche in umfassender Weise auch den humanistischen Studien eine würdige Stätte bereite, in der richtigen Erwägung, daß der heilige Techniker nur zu den Gebildeten zu zählen ist, wenn er über die engen Schranken der technischen Disziplin hinaus sich eine allgemeine menschliche Bildung zu erwerben sucht. So war z. B. für Geschichte Johannes Scherr angestellt, ein etwas derb angelegter Schwabe, ein gerader und offener Demofrat, in seinen Vorträgen nicht selten bis ins Zynische derb, aber durch die Kraft seiner Uebersetzung gewinnend. Von höchster Bedeutung für unsere jungen Studenten war Gottfried Keller, den man nach Schinkels Heimgang unbedingt den größten deutschen Baumeister nennen durfte, vielleicht eine der ersten Autoritäten im Gebiete der praktischen Aesthetik. Bei meinem Abgange von Zürich äußerte er, ich sei der Einzige, der es mit ihm gut gemeint habe. Für mich war es ein Genuß, näher in die Welt seines Schaffens einzudringen. War doch eben nach seinem Vorwurfe das neue Polytechnikum fertig geworden, ein schlichtes Schulhaus, dem der Meister aber durch den großartig behandelten Mittelbau mit dem herrlichen Vestibül, dem Treppenhause und der Zentralthalle für die plastische Sammlung ein Motiv von höchster Wirkung verliehen hatte.

Der eidgenössische Schulrath, vor allem sein Präsident Kappeler, hatte mit ebenso viel Einsicht wie Energie einen Kreis ausgezeichneter Lehrer, größtentheils Deutsche, zu versammeln gesucht, die fast alle in frischer Jugendkraft dem Polytechnikum einen hohen Rang unter den deutschen Schwesteranstalten verbürgten. Ich darf sagen, daß ich mit Begeisterung mein neues Amt antrat. Gefördert wurde ich dabei durch das Entgegenkommen Kappelers, der von jenem bürokratischen Formelwesen, welches in Deutschland so häufig die Verwaltung so sehr erschwert, gar nichts wußte, vielmehr überall durch persönliche Entschliebung eingriff, so daß ein paar Worte genüigten, um zum Ziele zu kommen. Das verlieh mir ein freudiges dankbares Hochgefühl.

Was aber dem wissenschaftlichen Leben in Zürich seinen besondern Werth verlieh, war die innige unmittelbare Verbindung von Polytechnikum und Hochschule. Für mich erwuchs daraus der erwünschte Umstand, daß ich auch Studenten der Universität für die Kunstgeschichte vorbereiten konnte. So wurde z. B. Rudolf Rahn, der tüchtige Schweizerforscher mein Schüler, dessen ich mich zu freuen alle Ursache habe. Sodann war der Verkehr mit manchen Professoren der Universität, mit Silesinger, Billroth, Köchly, Bögelin der Aeltere, Georg v. Wyß, Dienbrüggen zc. für mich äußerst anregend. Es war ein äußerst reges wissenschaftliches und geselliges Treiben, welches uns umschloß.

Zu den wichtigsten Beziehungen für mich gehört nun aber vor allem diejenige zur antiquarischen Gesellschaft. Was dieser Verein wissenschaftlich geleistet hat, liegt in der stattlichen Reihe seiner „Mittheilungen“, die jetzt schon ein halbes Jahrhundert umfassen, der ganzen Welt vor Augen. Ich will aber von dem intimen Leben der Gesellschaft berichten. Jeden Samstag Abend, mit Ausnahme des Hochsommers, versammelten sich die Mitglieder zu gemeinsamen Verhandlungen und zu gemüthlichem Austausch. Niemand verließ man ohne eine Anregung diese Zusammenkünfte, die mit einem gemeinsamen Abendbrot endeten. Ich habe manch ähnliche Vereine kennen gelernt, nie auch nur entfernt einen von gleich anhaltender Lebenskraft. Das Verdienst daran lag aber in dem Präsidenten Dr. Ferdinand Keller, der zugleich einer der Gründer der Gesellschaft gewesen war. Wenn man seine gedrungene Gestalt mit dem eisgrauen Haupt und den blühenden Augen unter dem starren Busch der Augenbrauen dasjenige sah, so hatte man den Eindruck einer beherrschenden Macht. Diese Macht verstand er mit klugen und milden Formen auszuüben, aber sie war unübersteiglich. Er wußte Jeden in den Verein herein-zuziehen, bald Diesen, bald Jenen zu einem Vortrage zu animiren. Mich selbst veranlaßte er zu den beiden Spezialarbeiten meiner Zürcher Zeit: Ueber die Glasgemälde und über die alten Defen der Schweiz. Den

alten Keller lernte man dann in seiner stillen privaten Thätigkeit kennen, wenn man ihn auf der Stätte seiner wissenschaftlichen Arbeit, im Helmhaufe, besuchte. Dort saß er in einem großen Raum, der ein volles Licht von Süden empfing, und beschäftigte sich mit irgend einer archäologischen Arbeit. Mit Vorliebe leitete er die zerbrochenen Scherben von Urnen oder Töpfen, wie sie bei den Ausgrabungen sich erheben hatten, zusammen. Unermüdetlich war er auch im Vorweisen und Erklären seiner Sammlungen.

Auch die Künstlergesellschaft bot manche Anregung. In ihrem schönen, über der Stadt in einem anmuthigen Garten gelegenen Heim verlebte ich manche heitere Stunde, namentlich wenn Abends größere Gesellschaften stattfanden, zu denen auch die Damen zugezogen wurden und wo es dann allerlei musikalische Genüsse gab. Ich lernte da u. A. kennen und hochschätzen den ausgezeichneten Thiermaler Rudolf Koller, den liebenswürdigen Landschaftsmaler Ulrich, den uralten wackern Bogel, der noch aus der frühesten Cornelianischen Römerzeit stammte und zuerst in kraftvoller Weise Heldenthaten der Schweizergeschichte darzustellen versucht hatte.

Als erste und höchste geistige Macht ist vor allen Gottfried Keller zu nennen. Ich schätzte den genialen Dichter, wußte aber auch mit den oft knurrigen Wunderlichkeiten des Menschen mich recht wohl zu stellen. Zu einem häufigem Verkehr kam es nicht, aber wir hatten doch mancherlei stets freundliche Berührungen und er gab mir wiederholt Zeichen seines Wohlwollens, was bei einem so streng wahrhaften und rückhaltlos offenen Charakter viel zu bedeuten hatte.

Auch sonst trat ich in manche Beziehungen zu einheimischen Familien, und obwohl den Zürchern im allgemeinen eine gewisse Zurückhaltung den Fremden gegenüber nicht abzusprechen war, so darf ich doch sagen, daß ich persönlich nichts davon zu spüren bekam. Dabei will ich sogleich bemerken, daß, wenn die Mehrzahl meiner Landsleute sich nicht zum besten mit den Schweizern vertrug, ich selbst in der ganzen Zeit meines Aufenthaltes nie den geringsten Konflikt oder die kleinste Unannehmlichkeit erfuhr. Vielleicht kam dies daher, daß ich es mir zum Geßez machte, mit Schweizern nie über ihre politischen Angelegenheiten zu streiten, wobei ich mir das Gleiche ihrerseits ausbat. So kamen wir vortrefflich mit einander aus. Dazu kam, daß ich den vollsten Respekt vor jeder nationalen und politischen Eigenart hatte und daß es mir stets Vergnügen machte, Züge dieser Art zu studiren.

Gleich im Anfang meines Aufenthaltes trat ein Ereigniß ein, das mich in die uralten Gewohnheiten dieses merkwürdigen politischen Lebens einen Blick thun ließ. Es war der furchtbare Brand von Glarus am 10. Mai 1861. Um die nöthigen Maßregeln zum Wiederaufbau der Stadt, zur neuen zweckmäßigen Anlage derselben, endlich zum Beschaffen der erforderlichen außerordentlichen Geldmittel zu ergreifen, wurde eine Landsgemeinde einberufen. Ich verfehlte nicht, eine solche bedeutende Gelegenheit zu benutzen, die Volksitten bei einem so wichtigen Vorgang kennen zu lernen. Ein reiner Frühlingshimmel breitete sich über die großartige Gebirgs-generie aus, in welcher der Akt vor sich ging. Die ernste Ruhe der versammelten Bevölkerung, die schlichten alterthümlichen Formen, in welchen die Regierung vor sie hintrat und die Sachlage darlegte, endlich der ergreifende Akt der Beschlußfassung durch ein einfaches Handaufheben, alles das erinnerte an urgermanische Zustände und machte einen großen Eindruck.

Nicht minder veräumte ich keine Gelegenheit, das Volk in seinem Festjubel, z. B. an Schützenfesten, beim Sechseläuten kennen zu lernen. Etwas gefährlicher war die Herbstfeier zur Zeit der Weinlese, wo der gährende „Suser“ manchem wackern Manne in bedenklicher Weise die feste Grundlage entzog.

In dem ganzen öffentlichen Leben der Schweiz tritt ein wohlberechtigter Stolz auf freie Selbstbestimmung und nationale Unabhängigkeit hervor, den man respektiren muß, selbst wenn er gelegentlich übers Ziel hinaus-schießt, wie bei jenem wackern Manne, der als Mitglied eines Singvereins wegen seines zu frühen Einsetzens vom Dirigenten getadelt, zur Antwort gab: „Ach was, ich bin ein freier Schweizer und kann einsehen, wann ich will.“

Von der tapferen Festigkeit, mit welcher das Volk an seinen Ueberlieferungen hängt, erlebte ich einst auf dem Vierwäldtättersee ein hübsches Beispiel. Als wir in die Nähe des Mythensteines kamen, der den Namen Schiller trägt, und ein junger Reisender zu den Um-

stehenden sagte, die ganze Tellsage sei ja nur ein Märchen, wandte sich der gerade vorbeigehende Schiffskapitän an den Fremden mit dem Entrüstungsruf: „Herr, zwisset am liebe Gott, nur nit am Tell!“

Zweimal mußte Lübke nach Zürich berufen werden, bis er angenommen hatte; zwei Rufe brauchte es von Stuttgart aus, um ihn wegzubringen. Er äußerte sich darüber also: „Es gab Kämpfe in mir, denn meine Zürcher Stellung und der Freundeskreis, in dem ich dort lebte, war mir lieb geworden. So gab ich zuerst eine ablehnende Antwort. Aber im Winter 1865 auf 1866 kam der Antrag nochmals an mich heran. Nun erwog ich ihn reiflicher und sagte mir schließlich, daß es vielleicht die richtige Gelegenheit sei, wieder in's Vaterland zurück-zukehren. Ausschlaggebend war die Erwägung, daß, so gerne ich einige Jahre in der Schweiz gelebt und gewirkt hatte, ich doch nicht zum Schweizer werden möchte. Gerade seit 1864, wo die glänzenden Siege der preussischen Waffen über das übermüthige Dänemark uns zu enthusiastischer Theilnahme hingerissen hatten, kühlten wir uns mehr denn je als Deutsche, und es regte sich stärker als zuvor die Hinneigung zu unserm Stammes- und Volks-genossen. So nahm ich den Ruf an.“

Präsident Kappeler bot alles auf, mich zu fesseln; besonders war Dr. Ferdinand Keller ernstlich verstimmt, denn ich war eines der thätigsten Mitglieder der antiquarischen Gesellschaft gewesen. Aber es war nicht mehr zu ändern. Bei dem großen Abschiedsmahl, welches mir gegeben wurde, und bei dem die Universität, das Polytechnikum, die antiquarische und Künstler-Gesellschaft, sowie viele Privatpersonen theilhaftig waren, erschien auch Gottfried Keller. Ich durfte mir dies als eine seltene Auszeichnung anrechnen und habe sie mir wohl nur daraus zu erklären, daß meine guten Beziehungen zu den Schweizern und meine freundliche Hingabe an die Erforschung ihrer heimischen Kunst von ihm gewürdigt wurden. Noch höher war die Ehre, als Keller, was er sonst nicht leicht that, bei diesem Banket das Wort ergriff und in seiner kausitisch-humoristischen Weise einen warm empfundenen Trinkspruch auf mich ausbrachte.

Schwer wurde uns das Vostzeihen; ich hatte genau fünf Jahre in der Schweiz gewirkt und das Land und die Bewohner waren mir lieb geworden. Ich hatte kurz vorher meinen vierzigsten Geburtstag begangen, als ich ins Vaterland zurückkehrte.“

Unglücksfälle und Verbrechen.

Ueber den Brand in einem Militärzuge wird aus Petersburg der Köln. Ztg. berichtet: Als jüngst das Meaborger Bataillon sich auf der Bahn ins Lager von Willmanstrand (Finnland) begab, brach plötzlich in zwei Trainwaggons Feuer aus. Das Unglück geschah unweit der Station Kronoby. Es wäre gelungen, das Feuer zu löschen, wenn nicht plötzlich der Ruf: „Dort sind Patronen!“ Alles in Schrecken gesetzt hätte. Die Patronen explodirten darauf; eine Salve nach der anderen erkante und Kugeln und Patronenhüllen schwirrten durch die Luft. Die Mannschaften des Bataillons hatten sich erschrocken in den Wald geflüchtet und warfen sich dort bei jeder neuen Salve zu Boden.

Landwirthschaft.

Aus den Geländen von Pfungen, Nestenbach, Wülflingen und Umgegend bis nach Thalheim und Dffingen vernimmt die „Limmat“ über den Stand der Aebeln über alles Erwarten günstige Berichte. Wo dieselben vom Spätfroste, der ganz eigenthümlich strichweise in den verschiedenen Lagen seine erdöbende Kraft ausübte, sich aber auf kleinere, scharf ausgeschiedene Niederungen beschränkte, verschont geblieben sind, steht ein recht schöner Herbsttrug in Aussicht. Die meisten Weinstöcke haben günstig verblüht und das befürchtete „Ab-rehren“ der Frucht ist von verhältnißmäßig geringem Umfang. Obwohl der „Wüßel“ sehr spät eintrat, ist bei Fortdauer der günstigen Witterung gegenüber dem Vorjahre relativ ein beträchtlicher Vorsprung zu verzeichnen. Damals hat der Herbst hauptsächlich noch dem Wein zur Genießbarkeit verholfen; gibt uns der Himmel auch heuer noch gute Herbsttage, so darf der viel geplagte und geängstigte Winter einem weit günstigeren Resultate entgegensehen.